

Andere Völker – andere Kinderkulturen?

Wie erforscht man Kindheit in einer anderen Kultur? Welches sind die Gemeinsamkeiten, welches die Unterschiede von Kinderkulturen anderswo und bei uns? Die Ethologin Florence Weiss verbrachte viel Zeit bei den Iatmul in Neuguinea und beobachtete unter anderem, wie Kinder in dieser Gesellschaft leben.

pro juventute-thema: Wie würden Sie als Ethnologin den Begriff «Kinderkultur» definieren?

Florence Weiss: Unter Kultur verstehen wir die Regeln und Werte, die die Verhaltensweisen einer Gruppe von Menschen bestimmen und regulieren. Es handelt sich dabei um einen erweiterten Kulturbegriff. In diesem Sinn beschreibt der Begriff «Kinderkultur» die Art und Weise, wie sich Kinder untereinander verhalten, welchen Tätigkeiten sie nachgehen, nach welchen Regeln sie sich ausrichten und welche Werte sie haben.

Von welchem Alter an ist es eigentlich sinnvoll, von «Kinderkulturen» zu sprechen?

Es hängt davon ab, wann Kinder eigene Gruppen zu bilden beginnen. Ein wichtiges Kriterium dafür, dass man von Kinderkulturen sprechen kann, ist die Voraussetzung, dass eine Gruppe von Kindern selbständig etwas zusammen unternimmt.

Ein Schwerpunkt in Ihrer Forschung und Lehre ist die Kindheitsforschung. Sie waren lange Zeit bei den Iatmul auf Papua-Neuguinea, führten aber auch Forschungsprojekte in Burkina Faso durch. Wie



Interview mit Florence Weiss, Basel

erforscht man «Kindheit» in einer fremden Kultur?

Zum Thema «Kindheit» glauben alle etwas sagen zu können, weil alle einmal Kinder waren. Dadurch entsteht eine gewisse Distanzlosigkeit. Wenn wir eine fremde Gesellschaft besuchen, können wir uns nicht der Illusion hingeben, zu verstehen, was in dieser Gesellschaft Kindheit ist. Das ergibt eine gewisse Vorsicht und eine grössere Aufmerksamkeit bei der Annäherung an dieses Thema, die ideal sind. Es ist nicht einfach, zu verstehen, wie Kinder wirklich leben. In einer fremden Kultur gerät die Ethnologin in die Situation, dass sie in einem gewissen Sinn selbst ein Kind ist, weil sie die Kultur dieser Gesellschaft

(noch) nicht oder nur teilweise kennt. Sie muss sich erst in sie einleben und wird von den Erwachsenen, aber auch von den Kindern wie ein Kind behandelt – weil sie sich dauernd «daneben» benimmt. Die Iatmul in Papua-Neuguinea waren sich bewusst, dass ich wohl eine erwachsene Person bin, aber gewisse meiner Verhaltensweisen nicht ihrer kulturellen Norm entsprechen. Deshalb stellten sie eine Art Sozialisations- oder Nacherziehungsprogramm für mich zusammen, in dessen Verlauf sie mir beibrachten, wie ich mich in ihrer Gesellschaft adäquat verhalte. Die Frauen nahmen mich mit auf die Seen, um zu fischen, oder auf den Markt. Sie führten mich also ein in die Aufgaben der Frauen



und zeigten mir, wie man sich als erwachsene Frau benimmt.

Diese Position schafft eine Distanz, die eine gute Voraussetzung dafür ist, dass die Forscherin nicht eigene Bilder auf die Kinder in dieser fremden Gesellschaft projiziert. Indem ich selbst in einem gewissen Sinn zum Kind wurde, erfuhr ich zudem am eigenen Leib, wie man in dieser Gesellschaft mit Kindern umgeht. Durch meine Erfahrungen veränderten sich übrigens auch meine Ansichten über Kindheit bei uns.

Können Sie uns etwas über die Resultate Ihrer Forschung mit Blick auf unser Heft – Kinderkulturen besser zu verstehen – sagen? Ist der Grad der Fremdheit zwischen der Schweiz und Neuguinea besonders gross?

Grundsätzlich gibt es Unterschiede in der Fremdheit zwischen Kulturen. Jetzt werden im Zeichen der Globalisierung alle fremden Gesellschaften durch die Gegebenheiten bei uns bestimmt. Es gibt nun Sachverhalte, die in allen Kulturen gleich zu werden beginnen. Die Lohnarbeit zum Beispiel hat es in sehr vielen Ländern des Südens lange Zeit nicht gegeben. Heute muss man fast überall arbeiten gehen, um Geld zu verdienen. Je grösser der Einfluss

unserer Gesellschaft ist, desto ähnlicher wird die Situation der Kinder in anderen Kulturen mit der Situation bei uns. Der Einfluss der westlichen Kultur vor allem in den Städten wird auch in Papua-Neuguinea immer grösser. In den Dörfern hat sich jedoch die ursprüngliche Kultur zum Teil noch erhalten. Die Leute leben, ähnlich wie die Bauern in der Schweiz im vorletzten Jahrhundert, primär von dem, was sie sich selbst erarbeiten. Das nennt man Subsistenzwirtschaft. In dieser Art der Ökonomie sind die eigenen Bedürfnisse sehr bestimmend. Hinzu kommt, dass in dem Dorf, das ich erforschte, die allgemeine Schulpflicht noch nicht eingeführt war. Ein weiterer wichtiger Punkt, in dem sich die Iatmul-Gesellschaft von unserer heutigen Situation unterscheidet: die Menschen wenden relativ wenig Zeit auf, um sich das zu beschaffen, was sie zum Leben brauchen. Das heisst, die Arbeitszeit nimmt nur einen kleinen Teil des Tages ein, während für Kinder wie für Erwachsene die restliche Zeit frei ist. Es gibt Freiräume, die man für anderes nutzen kann: um Nachbarn zu treffen, Feste zu feiern oder auch gar nichts zu tun – diese Freizeit ist im Vergleich zu unserer Gesellschaft enorm gross. Das heisst, dass auch

die Kinder sehr viel Zeit für sich haben. Bei uns hingegen wird die Zeit zu einem immer knapperen Gut, weil die Leute, die Arbeit haben, sehr viel mehr arbeiten müssen und der Stress am Arbeitsplatz massiv zugenommen hat.

Bei den Iatmul, aber auch vielerorts in Afrika und anderswo, war und ist zum Teil noch der Wechsel zwischen Arbeit und Nichtarbeit fliessender als bei uns. Sobald jemand angestellt ist, wird seine Arbeitszeit zu einer streng kontrollierten Zeit. Als selbstständiger Bauer oder Kleinunternehmer teilt man sich seine Zeit selbst ein. Diese Zweiteilung der Zeit hat natürlich sehr grosse Auswirkungen auf den Alltag und die Art, wie man lebt.

Meine wichtigste Entdeckung bei den Iatmul war, dass es in dieser Gesellschaft eine von den Erwachsenen akzeptierte Kinderkultur gibt. Eine Kultur kann sich nur in einer Gruppe entwickeln. Die Iatmul-Erwachsenen gestehen ihre Kindern eigene autonome Gruppen zu. Das zeigt sich im Alltag, wenn sich die Kinder täglich stundenlang in eigenen Gruppen organisieren und in diesen Gruppen Aktivitäten nachgehen. Das können ganz verschiedene Aktivitäten sein, auch sogenannte Arbeitsakti-

Die Iatmul

Papua-Neuguinea: Insel im südwestlichen Pazifik, rund 5 Mio EinwohnerInnen (2001); Hauptstadt Port Moresby; seit 1975 unabhängig; Regierungsform: pralamentarische Monarchie im Rahmen des britischen Commonwealth. Währung: Kina = 100 Toea.

Papua-Neuguinea ist nach Grönland die grösste Insel der Erde. Sie wird in über 2000 km Länge von einem Zentralgebirge durchzogen, das im Westteil bis über 5000 m Höhe erreicht.

Die Iatmul leben im Nordosten des Landes; an den Ufern des Sepikflusses in einer topfebenen Landschaft, in der es mehr Wasser und Sumpf als festen Boden gibt, bauen sie ihre Dörfer.

Bis in die 30er Jahre hatten die Iatmul wenig Kontakte mit den weissen Kolonisatoren. Dann wurden junge Männer als Arbeitskräfte für die Plantagen an den Küsten rekrutiert. Heute lebt ein Grossteil der Bevölkerung in städtischen Siedlungen. Nur dort können Kinder in weiterführende Schulen geschickt werden, nur dort kann regelmässig Geld verdient werden, nur dort ist eine Partizipation an der modernen Entwicklung des Landes möglich.

vitäten: Sie können auf die Jagd oder fischen gehen, sie können aber auch spielen. Das Entscheidende dabei: es sind keine Erwachsenen zugegen.

Vertrauen in die selbstständige Entwicklung der Kinder

Diese Kindergruppen sind grundsätzlich geschlechtlich gemischt. Das gilt bis zu einem Alter von 13, 14 Jahren. Später unternehmen die Knaben und die Mädchen kaum mehr etwas zusammen. Wichtig ist auch die Alterszusammensetzung der Gruppen, die eine Spanne vom Säugling bis zu 13jährigen oder sogar älteren Kindern umfasst. Das rührt daher, dass die Iatmul-Frauen die Kleinkinder nicht mit auf die Seen und auf den Fluss zum Fischfang nehmen. Sie geben sie in die Obhut von älteren Kindern ab etwa acht. Diese Kinder sitzen mit den Säuglingen nicht zu Hause, sondern nehmen sie mit in ihre Gruppe. Es kommen also in einer solchen Gruppe von vielleicht zehn Kindern mehrere Säuglinge zusammen, die herumkrabbeln, während die älteren zwischen fünf und dreizehn zum Beispiel im Dorf vor einem Haus ein Geschicklichkeitsspiel

Die Iatmul sind weltweit für ihre kreativen künstlerischen Fähigkeiten bekannt, ihre Schnitzereien sind die Zierde europäischer und amerikanischer Museen und Galerien.

Grundlage der Ernährung sind Fisch, Gartenprodukte und das stärkehaltige Mehl der Sagoplame, das bei einem Nachbarvolk eingetauscht wird. Im Bereich der Ökonomie gibt es die beiden Berufe der Fischerin und des Handwerkers. Die Frauen beschaffen 80% der Nahrung, die Männer bauen die Häuser und Kanus.

Bis zur Kolonialisierung lebten die Iatmul von dem, was sie sich aus ihrer natürlichen Umwelt aneignen oder mit Nachbarn tauschen konnten. Heute spielt Geld für die tägliche Ernährung immer noch eine untergeordnete Rolle. Doch industriell hergestellte Waren sind ein Bestandteil des Alltagsleben geworden, sie können nur gegen Geld erworben werden.

Alle Iatmul sprechen zwei Sprachen, das Iatmul und das Melanesische Pidgin, die Lingua Franca Papua-Neuguineas. Ausgenommen davon sind kleine Kinder und alte Leute, die das Pidgin nicht beherrschen.

machen. Wenn ich sage, das es bei den Iatmul eine akzeptierte Kinderkultur gibt, dann meine ich damit: Die Erwachsenen gehen davon aus – und das ist wohl der grösste Unterschied zu unserer Gesellschaft –, dass diese Kinder zwar etwas anderes sind als Erwachsene, dass man aber eigentlich nicht so viel unternehmen muss, damit sie erwachsen werden. Bei uns ist die Vorstellung vorherrschend, dass die Erwachsenen einen Riesenaufwand betreiben müssen, bis aus einem Kind endlich ein Erwachsener geworden ist. Die Kindheit wurde in der Phase der Industrialisierung deshalb erfunden, weil die Familien nicht mehr der Garant dafür sein konnten, den Kindern das nötige gesellschaftliche Wissen zu vermitteln. Diese Aufgabe wurde an die Schule und andere öffentliche Instanzen abgegeben.

Das Vertrauen der Iatmul in die selbstständige Entwicklung der Kinder ist wichtig. Das heisst aber nicht, dass die Erwachsenen bei den Iatmul ihren Kindern gegenüber gleichgültig sind. Sie haben schon ein Auge auf sie und greifen ein, wenn es zu Konflikten kommt. Sie sind aber zurückhaltend damit und lassen den Gruppen grundsätzlich ihre Autonomie. Solche autonomen Kindergruppen gibt es übrigens keineswegs nur bei den Iatmul, sondern ebenfalls in afrikanischen, anderen ozeanischen, süd- und mittelamerikanischen Gesellschaften.

Welches sind denn die Gemeinsamkeiten der Kinderkulturen in den von Ihnen erforschten Gebieten und bei uns?

Die Gemeinsamkeit besteht darin, dass sich eigene Kulturen in Gruppen von Kin-





Florence Weiss
Die dreisten Frauen
Eine Begegnung in Papua-Neuguinea
Die Frau in der Gesellschaft



Eines der Bücher, die Florence Weiss über ihre Erlebnisse bei den Iatmul geschrieben hat: Ein Sachbuch, das von der Begegnung zweier Kulturen und der ungewöhnlichen Freundschaft zwischen einer Schweizer Ethnologin und einer Fischerin aus Papua-Neuguinea erzählt. Ein sehr empfehlenswertes Buch, das sich spannend liest wie ein Roman.

dem unter allen Umständen entwickeln – auch bei uns. Sie haben eine eigene Kultur, selbst wenn diese erst auf dem Pausenhof oder in den Korridoren der Schule beginnt. Sie sprechen zum Beispiel anders miteinander, wenn keine Erwachsenen dabei sind. Die dauernde Kontrolle und Anwesenheit von Erwachsenen erschwert das Entstehen von Kinderkulturen sehr. Trotzdem existieren sie. Sie werden vielleicht nicht anerkannt und schon gar nicht gesellschaftlich hoch bewertet. Es mutet seltsam an, wie sehr bei uns heute Kinder und Jugendliche, zum Beispiel in den Medien und in den Lehrerzimmern, mit Negativbildern belegt werden. Es wird fast ausschliesslich über Probleme und Konflikte geredet und nicht darüber, was Kinder und Jugendliche eigentlich können.

Eine Kinder- und Jugendkultur gibt es also auch bei uns – Kinder in Gruppen entwickeln sie einfach. Leider sind die Freiräume, in denen Kinder soziale Beziehungen zu anderen Kindern entwickeln und ausprobieren können, bei uns sehr eingeschränkt. Das gilt für den öffentlichen Raum, aber auch für die einzelnen Wohnungen – es gibt kaum Orte, wo sich Gruppen von Kindern und Jugendlichen bilden und in denen sie spielerisch Dinge ausprobieren können. Die Erwachsenen leben ja auch sehr eingeschränkt. Kinderkulturen entwickeln sich vor dem gleichen Hintergrund wie Erwachsenenkulturen. Das betrifft auch die Kommerzialisierung, die bei uns so dominierend ist. Die Erwachsenen sind genauso

Opfer der Konsumgesellschaft wie die Kinder. Warum sollen Kinder nicht konsumieren, wenn die Erwachsenen konsumieren? Sollen die Kinder besser sein als die Erwachsenen?

Sie haben erwähnt, dass sich bei uns in der Schweiz Kindheit und damit auch das, was man als Kinderkultur begreift, im Verlauf der historischen Entwicklung ebenfalls verändert hat. Können Sie uns dazu etwas mehr sagen?

Es gibt historische Beispiele dafür wie zum Beispiel Ulrich Bräkers Geschichte «Der arme Mann im Tockenburg». Die Schweiz war lange ein sehr armes Land mit einer bäuerlichen Bevölkerung und hatte hohe Auswanderungsquoten. An diese Armut und daran, dass damals eine ausgeprägte Klassengesellschaft vorherrschte, sollte man denken, bevor man die damaligen Zustände idealisiert – obwohl es damals sicher mehr Freiräume gab. Die Iatmul waren und sind de facto nicht arm. Sie leiden keinen Hunger. Bei uns herrschte innerhalb der bäuerlichen Bevölkerung manchmal Hungersnot, und die Mägde und Knechte wurden extrem ausgebeutet.

Wenn Sie mir die Frage stellen, ob es bei uns einmal eine historische Phase gab, wo wir der Iatmul-Gesellschaft näher waren als heute, dann ist das in dem Sinn zu bejahen, dass bäuerliche Gesellschaften sich fundamental von industrialisierten Gesellschaften unterscheiden. Da gibt es schon Parallelen, zum Beispiel wie man in die Rolle als Bauer oder Bäuerin, Magd oder Knecht hineinwuchs und dass es nur wenige Konsumgüter gab. Man brauchte viel weniger Dinge zum leben. Vorbilder, wie man erwachsen wird, waren Vater und Mutter. Das ist bei uns, wie wir gesehen haben, schon seit dem 18./19. Jahrhundert nicht mehr ausschliesslich der Fall.

Eine weitere Parallele besteht darin, dass die Kindheit früher auch bei uns viel weniger lange dauerte. Inzwischen ziehen sich bei uns gewisse Elemente der Kindheit ja weit ins Erwachsenenleben hinein oder wirken sogar lebenslang, etwa der permanente Zwang, sich weiterzubilden. Im Mittelalter dagegen konnte man schon mit 17 General werden, war allerdings auch mit 40 schon fast ein Greis. Bei den Iatmul werden die Kinder wesentlich früher in die Erwachsenengesellschaft eingegliedert als bei uns.

Vermischung der Sphären

Es ist interessant zu beobachten, dass bestimmte Versatzstücke von Kinderkulturen bis tief in die Erwachsenenwelt eindringen. Kürzlich sah ich zum Beispiel eine etwa siebzehnjährige Frau mit einem der in Mode gekommenen Kickboards oder Trottinets durch die Stadt sausen, während in meiner Jugendzeit das Trottinettfahren spätestens in der zweiten oder dritten Klasse passé war, weil man aufs Fahrrad

umsattelte. Andererseits wird das Zielpublikum für Fernsehsendungen, aber auch für Computerspiele und -lernprogramme immer tiefer. Wie interpretieren Sie diese «Vermischung der Sphären»?

Dieses Phänomen hängt mit der hohen Bewertung von Jugendlichkeit in unserer Gesellschaft zusammen. Dadurch rücken die Erwachsenen den Kindern auf die Pelle. Die Erwachsenen wollen, etwas überspitzt formuliert, sein wie die Kinder – ein echtes Problem. Eigentlich sollten die Erwachsenen ihre Rolle als Erwachsene voll einnehmen. Statt dessen eignen sie sich jugendlichen Qualitäten an und beeinträchtigen dadurch in einem gewissen Sinn die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, weil es zu einer Verwischung der Rollen führt.

Wie werden sich die Kinderkulturen in Zukunft wohl entwickeln – bei uns und in Papua-Neuguinea?

Den grössten Einfluss wird die Globalisierung haben. Es gibt kein Land, das von der Globalisierung nicht betroffen wäre, und Sie finden auf der ganzen Welt kein einziges Dorf, das nicht von ihr beeinflusst würde. Ich glaube, dass die Zukunft einer Gesellschaft sehr weitgehend davon abhängt, welche Räume im erweiterten Sinn sie ihren Kindern und Jugendlichen zur Verfügung stellt. Es ist sehr wichtig, dass die Kulturen von Kindern und Jugendlichen akzeptiert werden und dass man Rahmenbedingungen dafür schafft. Es ist die Aufgabe der Erwachsenen, Kindern und Jugendlichen soziales Ausprobieren mit andern Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen. Eine Gesellschaft, die den Kindern dieses Ausprobieren vorenthält und sie dauernd einem marktwirtschaftlichen Karrieredenken unterwirft, zerstört ein grosses Potenzial oder führt bei ihnen vielmehr zu einem negativen Potenzial. Schaffen es die Eltern nicht, sich um ihre Kinder zu kümmern und ihnen einen Rahmen zu bieten, kommt es schnell zur Bildung von Gruppen, die in die Delinquenz abrutschen. Auch die Drogenproblematik und die hohe Zahl von Suiziden unter Jugendlichen sind vor diesem Hintergrund zu sehen. Das sind Alarmsignale, die damit zusammenhängen, wie eine Gesellschaft mit ihren Kindern und Jugendlichen umgeht. Kinder und Jugendliche brauchen einerseits Bedingungen, die es ihnen ermöglichen, sich selber zu organisieren, und andererseits Anteilnahme. Das ist gewiss eine heikle Gratwanderung. Einerseits ist unsere Gesellschaft also nicht im Stand, Kindern und Jugendlichen die benötigten Freiräume zu ermöglichen, andererseits sind die Kinder sehr stark in die Kleinfamilie eingebunden, und soziale Kontakte zu anderen Kindern werden in der Regel von den Eltern zu wenig gefördert. Das führt zur Kindervereinzelung, auch deshalb, weil eine mit (häufig organisierten) Aktivitäten überfrachtete Freizeit keinen Raum für

spontane und stabile Gleichaltrigenkontakte lässt. Durch die ausserfamiliäre Kinderbetreuung würden Kinderkontakte automatisch gefördert. Aber in dieser Hinsicht ist die Schweiz noch ein Entwicklungsland – und zwar deshalb, weil sie reich ist. Dadurch konnten die Rollen der Männer als Ernährer und die Einbindung der Frauen in die häusliche Sphäre sehr lange aufrecht erhalten werden. Jetzt, wo die Wirtschaft mehr Frauen auf dem Arbeitsmarkt haben möchte, wollen die Arbeitgeber auf einmal mehr Krippenplätze.

Interview: Christian Urech

Die Forschungen von Florence Weiss

Ihre erste Forschung führte Florence Weiss 1972 bis 74 bei den Iatmul in Papua-Neuguinea als Mitglied des Forschungsteams durch, das unter der Leitung von Prof. M. Schuster stand. Ausgehend von den Arbeiten von Margaret Mead und Jean Briggs über Sozialisationsprozesse und den ökonomischen Analysen von Marshall Sahlins und Claude Meillassoux untersuchte sie den Zusammenhang von Kindheit, ökonomischer Struktur und Alltag. In ihrer Dissertation (1981) legte sie die Resultate dieser Forschung vor. Auf Einladung von Prof. Schuster besuchte der Psychoanalytiker und Mitbegründer der Ethnopsychanalyse Dr. med. Fritz Morgenthaler das Team in Papua-Neuguinea. Aus dieser Begegnung entstand ein neues Forschungsprojekt. Zusammen mit Fritz Morgenthaler, Milan Stanek und Marco Morgenthaler kehrte Florence Weiss 1979/80 zu den Iatmul zurück und führte während mehrerer Monate mit drei Iatmul-Frauen regelmässige Gespräche. Die Erkenntnisse über die objektive kulturelle Struktur, die in der ersten Forschung erarbeitet wurden, konnten nun durch die Erkenntnisse über die individuelle kulturelle Innensicht ergänzt werden. Eine Fortsetzung fand diese Arbeit 1986. Nach der ersten Pilotforschung in mehreren Städten Papua-Neuguineas 1979/80 führte sie 1988 zusammen mit Milan Stanek in Rabaul eine achtmonatige

urbanethnologische Forschung durch, in der die aktive Anpassung der ehemaligen DorfbewohnerInnen auf die marktwirtschaftlichen Verhältnisse untersucht wurde.

1983 reiste Florence Weiss zur Vorbereitung eines urbanethnologischen Forschungspraktikums nach Westafrika. 1983 bis 85 leitete sie ein Team von 12 Studierenden des Ethnologischen Seminars Basel. 1984 untersuchten die StudentInnen während vier Monaten Aspekte des städtischen Lebens in Ouagadougou, der Hauptstadt von Burkina Faso. Zum ersten Mal fand damit ein Forschungspraktikum für die Studierenden vom Ethnologischen Seminar Basel in einem aussereuropäischen Land statt.

Seit 1990 entstanden verschiedene Kooperationsprojekte mit Universitäten und Akademien in Osteuropa: Lehrtätigkeit am Ethnologischen Institut der Karlsuniversität in Prag, Forschungen über die Veränderung der Stellung der Frau nach der Wende, Beratung einer Gruppe von tschechischen StudentInnen im Hinblick auf eine Forschung im eigenen Lande; Organisation von Tagungen mit den osteuropäischen KollegInnen in Prag, Bratislava, Basel und Zürich. Die gewonnenen Forschungskonzepte wendet sie gegenwärtig in Deutschland an, insbesondere in Zusammenhang mit den kulturellen Besonderheiten der ehemaligen Bundesrepublik und der ehemaligen DDR.

Florence Weiss, Dr. phil., ist seit 1992 als Dozentin für Ethnologie an der Universität Basel tätig. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Kindheitsforschung, Geschlechterverhältnis (Gender Studies), Urbanethnologie, Ethnopsychologie, Forschungsmethoden, Textkonstruktion (Writing Culture).

Buchtipps:

Die dreisten Frauen. Eine Begegnung in Papua-Neuguinea. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch (2001). In der Reihe: Die Frau in der Gesellschaft. *Vor dem Vulkanausbruch.* Meine Freundinnen in Rabaul. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch. In der Reihe: Die Frau in der Gesellschaft. (Neuaufgabe im Dezember 2001.)

Von der Schwierigkeit über Kinder zu forschen. Die Iatmul in Papua-Neuguinea. In: Loo, Marie-Josée van de und Margarete Reinhart (eds.). Kinder: ethnologische Forschungen in fünf Kontinenten, pp. 96-153. Wuppertal: Trickster bei Hammer (1993). *Kinder schildern ihren Alltag.* Die Stellung des Kindes im ökonomischen System einer Dorfgemeinschaft in Papua New Guinea (Palimbei, Iatmul, Mittelsepik). Basler Beiträge zur Ethnologie, Vol. 21. Basel: Wepf (1981).

«Spick ist für viele Kinder ein Stück Heimat»

Spick ist das Sammel-Magazin für Schülerinnen und Schüler. Monat für Monat überrascht es seine Leserinnen und Leser mit einem Heft voller Witz und Wissen, mit Lustigem und Listigem, mit Ernsthaftem und Hilfreichem. Für viele Kinder ist der «Spick» ein Teil ihrer Kultur geworden. Ein Interview mit dem Chefredaktor des «Spick», Ruedi Helfer.

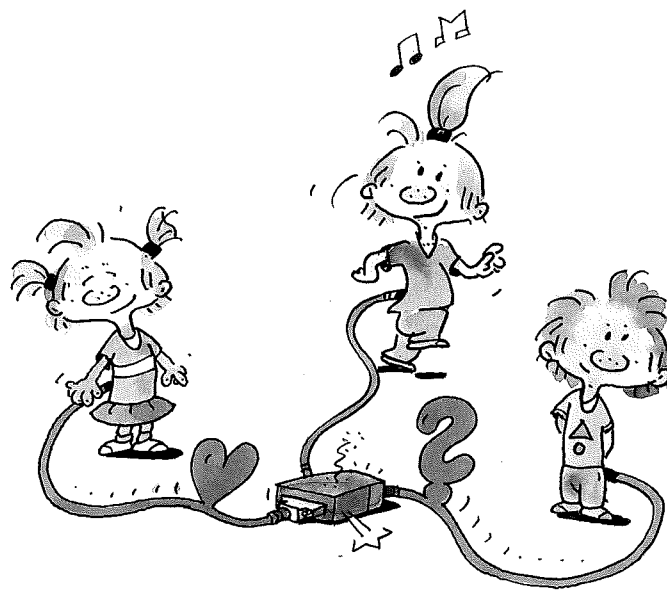


Illustration: Bruno Bosshard

pro juventute-thema: Ruedi Helfer, was kommt Ihnen in den Sinn, wenn Sie das Wort Kinderkulturen hören?

Ruedi Helfer: Da kommen mir zuerst die eigenen Kinder in den Sinn, deren «Kultur» momentan einerseits vom Sport dominiert wird. Hinzu kommen Musik und Lesen, und ein ganz grosses Gewicht hat bei ihnen rein zeitlich die Schule. Wenn ich den Kreis ein bisschen weiter ziehe und an die Kinder in der Nachbarschaft denke, finde ich es eindrücklich, welche Spiele sie draussen entwickeln. Wir leben jetzt seit gut zehn Jahren an der gleichen Strasse. Kurz nach dem Umzug hatte unser Jonas Geburtstag und bekam Kreide geschenkt, mit der man die Strasse bemalen kann. Zusammen mit einem Freund vermalte er innerhalb einer Stunde die ganze Kreide auf der Strasse. Das verursachte einen mittleren Skandal bei unseren Nachbarn. Genau so fange es an, hiess es, als Kind die Strasse verschmieren, und später als Jugendlicher die schönen Sandsteinfassaden vollsprayen. Eine Frau versuchte, die «Sauerei» mit der Fegbürste zu entfernen, und ein Mann rückte mit einem Eimer voll Sand aus, um die Gemälde

Interview mit Ruedi Helfer

zu überdecken. Ich versuchte zu beruhigen und erinnerte daran, dass der nächste Regen das Kunstwerk ohnehin beseitigen werde. Der Einwand brachte gar nichts, weder im Augenblick noch für die nächsten Tage. Denn Petrus schlug sich klar auf die Seite der jungen Künstler – der Regen liess gut zwei Wochen auf sich warten. Das war, wie gesagt, vor ungefähr zehn Jahren; wenn ich heute durch diese Strasse gehe, hat es immer wieder solche Strassenzeichnungen. Das Quartier ist jetzt auch jünger geworden, und die Kinder haben den Erwachsenen – den mehrheitlich älteren Leuten – einen gewissen Raum für ihre «Kinderkultur» abgerungen.

Familie, Nachbarschaft – Sie stecken jetzt den Rahmen sehr eng. Wo bleibt die kommerzielle Kinderkultur?

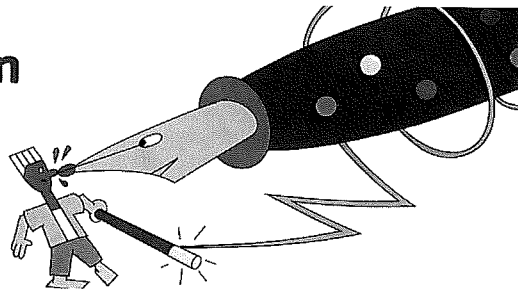
Natürlich gibt es sie. Genau genommen gehört auch Spick dazu. Und indem wir zum Beispiel gezielt die Lust am Lesen fördern, unterstützen wir auch eine kommerzielle Kinderkultur, nämlich jene rund ums Buch. Aber das ist nur ein kleiner Zipfel der kommerziellen Kinderkultur. Mit dem grossen Kuchen, mit der Kinderkultur, die in den Werbeblöcken der elektronischen Medien gepusht wird, da habe ich eher Mühe. Ich finde sie alles andere als spannend. Mir widerstrebt dieser Zwang zur Vereinheitlichung. Die Modewellen, die in immer kürzeren Abständen über das Land und in die Kinderzimmer branden, werden ja nicht im Interesse der Kinder lanciert, und sie sind, gelinde gesagt, auch nicht immer zum Wohl des Kindes. Deshalb rede ich hier auch lieber von einer Kinderkultur, die direkt von



Illustration: Bruno Bosshard

Thema Schule: Spickleserinnen und -leser sind von Beruf Schülerin und Schüler. Und wie überall gibt es da Freudelchen, zum Beispiel die Pausen, und vielleicht Ärgerchen, zum Beispiel Hausaufgaben.

Hausaufgaben



den Kindern geprägt wird. Da gibt es Spiele, Muster, Rituale, die sich über Generationen hinweg halten, und es gibt eine Vielfalt an Neuem, das in Kinderzimmern, in Quartieren und auf Pausenplätzen immer wieder geschaffen wird. Vielleicht dazu noch ein Beispiel, das mich letzte Woche beeindruckt hat: Ich sass im Postauto, als eine Schulklasse mit relativ vielen fremdsprachigen Kindern zustieg. Eines dieser Kinder sagte etwas auf deutsch, das grammatikalisch falsch war. Da griff ein anderes, ebenfalls fremdsprachiges Kind sofort ein und korrigierte. Und gleich meldete sich auch noch ein schweizerisches Kind und bestätigte die Korrektur. Mich erstaunte, dass Grammatik unter diesen Teenagern ein Thema war, und mich erstaunte vor allem, mit welcher Selbstverständlichkeit das geschah.

Was hat die erfolgreiche Zeitschrift für SchülerInnen und Schüler, der legendäre «Spick» aus dem Haus Tamedia, mit Kinderkultur zu tun? Hat sie überhaupt etwas damit zu tun?

Wenn ich an die Reaktionen denke, die wir von unseren Leserinnen und Lesern erhalten, dann kann ich sicher behaupten, der «Spick» sei für viele Kinder ein wichti-

ger Teil ihrer Kultur, vielleicht auch ein Stück Heimat. Immer wieder hören wir von Kindern oder auch von Eltern, dass das Mittagsritual durchbrochen wird, wenn der Spick kommt: die Kinder wollen zuerst einmal ihr Heft durchblättern, und da muss alles andere mal warten.

Das erzählt natürlich ein Chefredaktor gerne. Aber gehen sie davon aus, dass es die Regel ist?

Sicher hat der Spick nicht für alle Leserinnen und Leser die gleiche Bedeutung. Erwachsene gehen ja auch unterschiedlich um mit einer Zeitschrift. Viele picken sich selektiv ein paar Dinge heraus, was eigentlich logisch ist, wenn man bedenkt, dass der Spick ein so breites Spektrum – Knaben und Mädchen von 9 bis 15 – abdeckt. Die LeserInnen wissen denn auch, dass es Inhalte im Heft gibt, die vielleicht noch nicht oder nicht mehr ganz so interessant für sie sind. Aber Spick ist ja ein Sammel-Magazin. Rund zwei Drittel legen die Beiträge des Spick auch in die beiden Ordner ab, die zum Abonnement gehören. Das ist gewissermassen ein Ritual. Dabei bleiben die Kinder immer wieder an diesem oder jenem bereits abgelegten Beitrag hängen. Die Bilanz über all diese Beschäfti-

gungen vom ersten Durchblättern über das punktuelle Lesen bis zum Ablegen im Ordner macht einem klar, dass das einzelne Kind so viel in den Spick investiert, dass es ihm schwer fällt, diese Ordner irgendeinmal wegzuworfen. Hinzu kommt, dass es für uns von der Redaktion wichtig ist, Beiträge von hoher Qualität ins Heft zu bringen, die auch nach Jahren noch interessant, lesbar und aktuell sind. Das heisst auch, dass der Spick nicht auf jede Zuckung von Mode oder kommerzieller Kinderkultur reagieren kann und will.

Und das akzeptieren die LeserInnen ohne Murren?

Klar gibt es immer wieder Anfragen, wann der Spick endlich etwas zu diesem oder jenem Modethema bringe, aber in dieser Hinsicht ist der Spick traditionell sehr zurückhaltend. Wenn wir aber etwas in dieser Richtung machen, beispielsweise zum Thema «Harry Potter», einem Phänomen, das eine bestimmte Beharrlichkeit hat, dann versuchen wir, das Thema aus einem anderen Blickwinkel zu beleuchten. Wir bringen deshalb nicht Hintergründe zum Film, sondern wir zeigen, wie man selber Kostüme oder Kulissen herstellen kann.

Sie setzen also bewusst und gezielt einen anderen Akzent. Das kann auch etwas Belehrendes haben, und darauf reagieren doch die meisten Kinder nicht unbedingt erfreut.

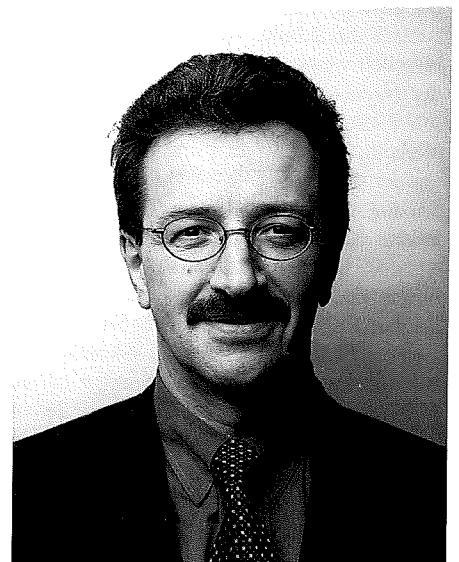
Wir müssen uns immer bewusst bleiben: Wir produzieren als Erwachsene ein Heft für Kinder. Dabei gilt es zwei Gefahren zu beachten. Die eine besteht darin, dass wir als allwissende Instanz oder lehrerhaft mit erhobenem Mahn- oder Zeigfinger auftreten. Die andere Gefahr liegt in der schulterklopfenden Anbiederung, die so tut, als gäbe es keinen Unterschied zwischen Erwachsenen und Kindern. Kinder reagieren auf das eine wie auf das andere ablehnend. Es ist ihnen peinlich, wenn die alte Tante meint, sie müsse auf der Strasse mitspielen, und es ist ihnen unangenehm, wenn der graue Onkel unablässig bessere Menschen aus ihnen machen will. Dass es zwischen diesen beiden Polen eine gute Mitte gibt, das zeigt der Spick seit nunmehr zwanzig Jahren.

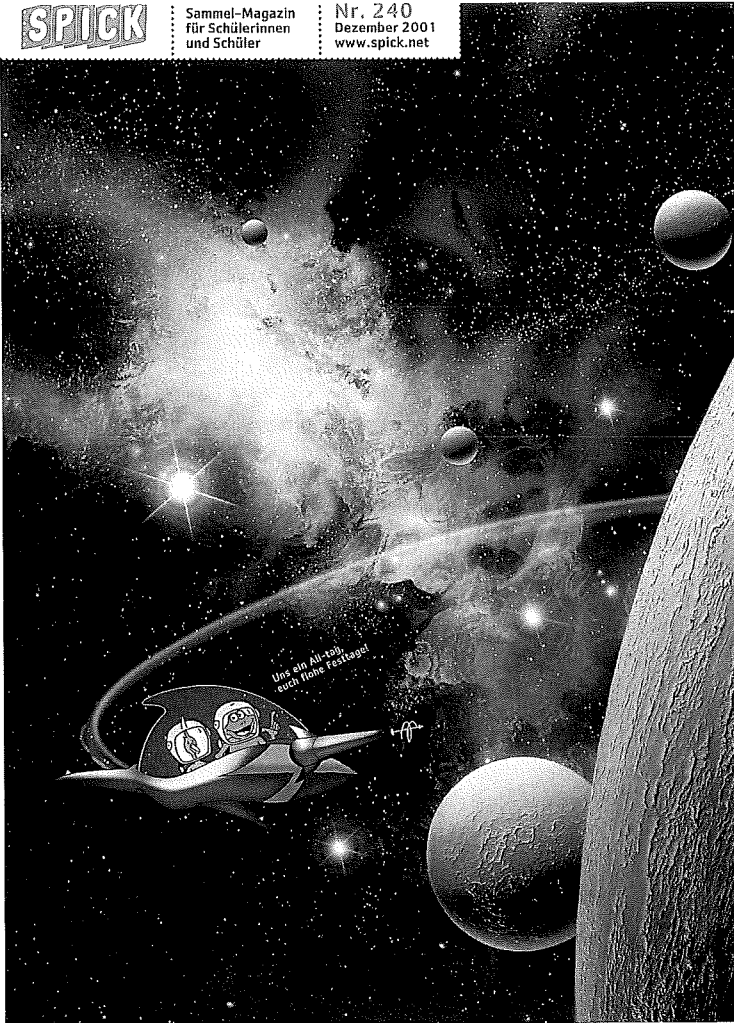
Das Erfolgsrezept

Das ist also das Erfolgsrezept?

Es ist ein Teil des Erfolgsrezeptes. Wichtig am Spick ist für die Kinder natürlich auch das, was man im weitesten Sinn als Nutzwert bezeichnen könnte. Zum Beispiel Lebenshilfe im weitesten Sinn: Hinweise, Tipps und Anregungen zum Umgang mit Eltern, Lehrern, Geschwistern, Kolleginnen und Kollegen. Nützlich kann der Spick aber auch ganz direkt für den Unterricht werden: auf interessante, spannende und kindergerecht aufbereitete Informationen kann man immer wieder zurückgreifen, sie sind nicht zuletzt ideal als Ausgangsmaterial für einen Vortrag in der Schule.

Ruedi Helfer, der Chefredaktor unter den Spickmachern.





Cover der Dezemberausgabe des «Spick».

Warum ist Spick eigentlich nicht am Kiosk erhältlich?

Spick ist ein Sammel-Magazin. Wer Spick schenkt, schenkt nicht einzelne Hefte, sondern ein ganzes Paket. Zum Jahresabonnement gehören neben zwölf Spick-Nummern zwei farbige Ordner inklusive Registerblätter, und es wird auch ein sogenanntes Start-Heft mitgeliefert, das das Warten auf den ersten richtigen Spick verkürzt. Dieses Paket mit dem Jahresabonnement kostet 107 Franken. Das ist ein Betrag, der kaum in der Reichweite der Kinder liegt. Das heisst: ein Kind, das den Spick will, muss ihn sich wünschen, und nach einem Jahr muss es sich überlegen, ob es ihn weiterhin will. Zum Spick hat es also ein ganz anderes Verhältnis als zu einem Magazin, das es ab und zu vom Sackgeld am Kiosk kauft. Von all den anderen Produkten unterscheidet sich der Spick auch dadurch, dass er werbefrei ist. Für viele von unseren LeserInnen ist diese Werbefreiheit sehr wichtig – das hat eine Befragung ergeben. Eigentlich klar – wer möchte schon Werbung in einem Ordner ablegen!

Das heisst: Spick verzichtet auf Rücksicht auf die Kinder auf Werbung?

Es geht uns hier nicht um Rücksicht. Wir wollen die Kinder nicht vor Werbung schützen, wir können das auch nicht. Wir bieten den Kindern ein Magazin, das ihren Wünschen, ihren Bedürfnissen entspricht. Es geht also eher um Respekt. Und in diesem Respekt liegt etwas ganz Wesentliches, wenn wir nach dem Erfolgsgeheimnis des Spick forschen.

Seit zwanzig Jahren erscheint der Spick mit dem gleichen Umfang, den gleichen Rubriken, dem gleichen Konzept. Wie wichtig ist eigentlich dieses Beharrungsvermögen? Brauchen die Kinder so viel Konstanz?

Klar sind Verlässlichkeit und Zuverlässigkeit für Kinder wichtig. Aber ich glaube nicht, dass das bei unserem Sammel-Magazin so absolut zentral ist. Der Spick ist ein Begleiter in einer gewissen Altersphase. Manche bleiben ihm zwei Jahre treu, andere sogar vier, fünf oder mehr Jahre. Wer länger dabei ist, wird durch Veränderungen sicher eher irritiert. Aber gleichzeitig schätzen es viele dieser ganz treuen LeserInnen auch, wenn sie sehen, dass sich ihr Magazin entwickelt. Wir halten also an den Rubriken nicht aus Rücksicht auf die LeserInnen oder

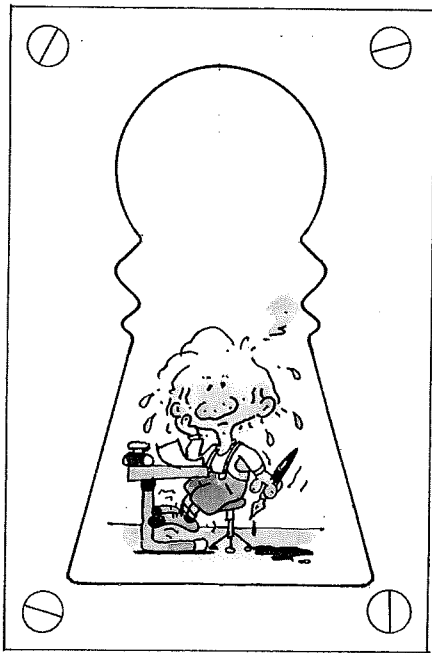
aus Angst vor Veränderungen fest, sondern weil sie uns immer noch überzeugen. Sie sind sehr kindgerecht, denn sie schaffen einerseits eine Struktur, sie stellen aber andererseits nicht eine starre, sture Ordnung auf. Innerhalb dieser flexiblen, dehnbaren Rubriken besteht immer genügend Spielraum, um Akzente zu verschieben. Das ist in der zwanzigjährigen Geschichte des Heftes auch laufend geschehen. Trotzdem: Unantastbar sind diese Rubriken nicht. Vielleicht gibt es schon in einem Jahr Änderungen. Ich kann das nicht ausschliessen.

Lassen Sie uns ein bisschen hinter die Kulissen schauen. Wie entsteht eine neue Nummer von «Spick»? Inwiefern sind Kinder und Jugendliche in den Entstehungsprozess eingebunden?

Ganz zuerst und grundsätzlich: Es ist wichtig, dass wir als Redaktion den direkten, persönlichen Kontakt zur Altersgruppe pflegen, die wir ansprechen wollen. Wir müssen am Puls unseres Zielpublikums sein, das ist klar. Das sind wir natürlich auch dank der Briefe oder E-Mails, in denen uns die LeserInnen ihre Vorschläge, Anregungen und ihre Kritik mitteilen. Eine zweite wichtige Quelle für den Spick ist die Tatsache, dass es so viel Spannendes und Interessantes gibt auf dieser Welt. Wenn mich Leute fragen, wie wir zwölf mal pro Jahr für jeweils zwölf Rubriken auf Ideen für Beiträge kommen, dann kann ich nur sagen: Ich habe auch für die nächsten zwanzig Jahre keine Angst, dass uns die Themen ausgehen könnten. Eine dritte Quelle sind Gespräche mit Erwachsenen, die regelmässig mit Kindern zu tun haben. Das können Eltern, Lehrpersonen oder andere Fachleute sein.

Das sind mal die Ideen, aber damit ist es ja noch nicht getan.

Bei der Umsetzung, der Gestaltung der einzelnen Hefte gilt es dann zum Beispiel zu beachten, dass wir in jedem Heft für alle Altersgruppen etwas bieten. Die Geschichte über die Mistel im Dezember-Spick ist sicher auch für Neunjährige verständlich und interessant, während sich der Bericht über eine mehrsprachige Schule in Luxemburg eher an die Älteren richtet. Im Januar setzen wir dann die Akzente wieder anders, und übers ganze Jahr verteilt bringen die einzelnen Rubriken in regelmässigem Wechsel für jede Altersstufe etwas. Die Grenzen sind da allerdings nicht hart: Wenn etwas für Neunjährige verständlich ist, dann heisst das nicht, dass es für Vierzehnjährige langweilig ist. Ab und zu setzen wir in einer Nummer auch einen Schwerpunkt: Im Oktoberheft hatten wir zum Beispiel zwei Beiträge und einen Wettbewerb zum Thema Selbstporträt, im September drehte sich die ganze Nummer von A bis Z ums Tempo. Doch das sind die Ausnahmen. Die Regel ist der kunterbunte Mix für Knaben und Mädchen zwischen neun und fünfzehn.



Interaktivität

Welchen Stellenwert hat Interaktivität im Konzept von «Spick»?

Interaktivität ist sicher ganz zentral für eine Zeitschrift wie «Spick». Wer den Spick öffnet, kommt als erstes auf die Seite mit den Nachrichten. Hier stösst sie oder er auf die Post, die wir zugeschickt bekommen und zum Teil auch kommentieren. Es ist eine der meistgelesenen Seiten. Hier lesen die Kinder und Jugendlichen in kleinen Portionen und vielfältigen, überraschenden Beiträgen von anderen Kindern und Jugendlichen. So erleben SpickleserInnen mit, was andere Kinder denken, welche Probleme sie beschäftigen und welche Erfahrungen sie gemacht haben. Und sie können darauf reagieren: Oft geben wir Fragen, die aufgeworfen werden, an die LeserInnen weiter.

Die Kommunikation zwischen LeserInnen und Redaktion hat sich übrigens in den letzten zwei Jahren markant verändert, und zwar durch das Internet. Sich rasch hinsetzen und drei Zeilen schreiben, das ist eine Kleinigkeit, da muss man sich auch nicht gross um die Rechtschreibung kümmern, und es muss ja auch nicht unbedingt die Schriftsprache sein. Was wir hingegen markant seltener erhalten als früher, sind ausführlichere Briefe. Die Bedeutung der schriftlichen Kommunikation hat also dank E-Mail und SMS zugenommen, ihr Gewicht hat aber abgenommen.

Gibt es Untersuchungen darüber, wie sich die Spickleserschaft zusammensetzt, also ob darunter beispielsweise mehr Mädchen als Knaben sind?

Untersuchungen zu unserem Publikum gibt es nur sehr punktuell. Wir wissen, dass es mehr Mädchen sind als Knaben, wir wissen, dass das Durchschnittsalter zwischen

zwölf und dreizehn liegt, und wir wissen auch, welche Rubriken unsere LeserInnen besonders schätzen. Aber obschon wir dies und das wissen, werden wir immer wieder überrascht, und das ist ausgesprochen spannend. Eine sehr positive Überraschung erleben wir zum Beispiel mit der Aufforderung, ein Selbstporträt zu zeichnen. Die Anzahl und die Qualität der Einsendungen sind absolut überwältigend. Offenbar haben wir da eine Idee geliefert, auf die viele nur gewartet haben. Wir werden nun im Februar und im März eine erste Auswahl dieser Selbstporträts bringen, und wir werden unsere LeserInnen einladen, uns weitere Arbeiten zu schicken. Vielleicht ergibt sich daraus eine Tradition.

Spick ist auch im Internet präsent. Was bedeutet dieser Auftritt für Sie, was beabsichtigen Sie mit ihm?

Natürlich muss Spick in diesem neuen Medium präsent sein, und selbstverständlich muss dieser Auftritt «spickig» sein. Das heisst: überraschend, witzig, vielfältig, informativ, unterhaltend. Die SurferInnen scheinen das sehr zu schätzen. Die Zugriffszahlen auf www.spick.net waren gleich von Beginn an sehr hoch, und wir haben in den vergangenen zwei Jahren praktisch laufend zugelegt. Wir bieten täglich eine neue kleine Überraschung, wir bringen Spiele, Rätsel, Quizfragen, und unser absoluter Renner ist der Chat. Bis jetzt waren uns da von der Kapazität her Grenzen gesetzt, so dass viele einfach draussen bleiben mussten. Noch im Dezember können wir nun aber endlich mehr Plätze zur Verfügung stellen, und damit dürften die guten Zugriffszahlen noch besser werden. Das Chatten kann man heute durchaus als Teil der Kinderkultur verstehen. Unsere LeserInnen sind in dieser Hinsicht übrigens überdurchschnittlich weit: 80% haben zu Hause oder in der Schule Zugang zum Internet. Bleibt nur hoffen, dass sie vor lauter Surfen das Heft nicht vergessen. Denn vom Internet-Erfolg können wir nicht leben, im Gegenteil: Ein Internet-Auftritt, der unseren Qualitätsansprüchen genügt, kostet Geld, und nennenswerte Einnahmen sind vorläufig nicht in Sicht.

Sie hoffen, dass die Kinder dennoch vor lauter Surfen das Heft nicht vergessen. Und wenn es trotzdem geschieht? Wird es dann den Spick nur noch im Internet geben?

Kaum. Papier und Bildschirm haben je ihre unbestrittenen Stärken und Vorteile, und die gilt es zu nutzen. Das Internet bietet zum Beispiel ganz faszinierende Möglichkeiten, wenn es um schnelle Kommunikation und Information geht. Wenn es hingegen um umfassende Informationen geht, wenn grössere Zusammenhänge gefragt sind, dann ist das Papier nach wie vor unübertroffen. Deshalb ist Spick im Heft etwas anderes als Spick im Internet. Was im Heft steht, das wird auch in vier Jahren noch lesenswert und informativ sein; das Internet hingegen steht mit beiden Beinen in der Gegenwart: Da gibt im Chat ein Wort das andere, da wird auf dem Tummelplatz ein kleines Erlebnis geschildert, da wird auf dem Flohmarkt ein ausgedientes Computerspiel angeboten. Kurze Informationen mit Bezug zum Tagesgeschehen haben im Internet ebenso Platz wie Zusätze zu einem Beitrag im Spick. Ich-sehe-Papier-und-Bildschirm also nicht in einem Konkurrenzkampf. Unsere Aufgabe ist es, die beiden Medien so miteinander verknüpfen, dass sie sich optimal ergänzen. Wobei optimal hier heissen muss: Das Gesamtpaket bringt wesentlich mehr als das Heft plus das Internet. Mir schwebt ein Multipack vor, mit dem die Kinder ganz selbstverständlich daran gewöhnt werden, die Vorteile der unterschiedlichen Informationsmedien zu nutzen.

Interview: Christian Urech

Ein Jahresabonnement für 12 Spick-Nummern inklusive Sammelsystem (zwei grosse, stabile Ordner mit Registern) kostet Fr. 107.--, Einzelheft Fr. 10.--. Spick Abo-Service, Postfach, 8021 Zürich, 01 248 63 80. www.spick.net/abo, E-Mail: abo-service@spick.net. Leserinnen und Leser von «thema» haben die Möglichkeit, ein Gratis-Probeexemplar von Spick zu erhalten.

Fester Bestandteil des «Spick»: Der Comic mit Lehrer Melchior Muhheim und den SchülerInnen Gustav Gyax, Zora Rossini und – last but not least – Romeo Fidelio.

